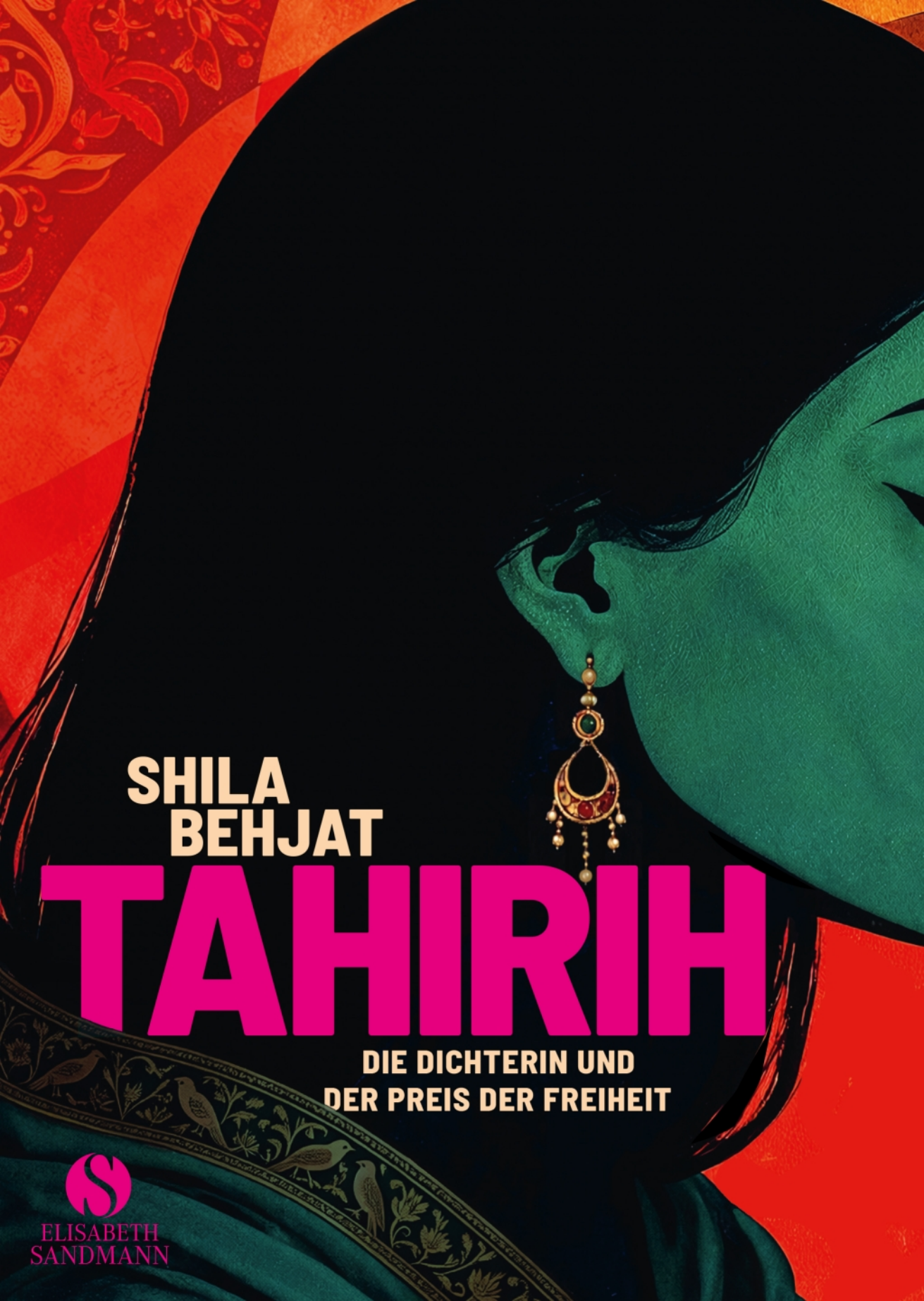


A stylized, high-contrast illustration of a woman's profile in shades of green and black. She is wearing a large, ornate gold earring with a teardrop shape and red and green gemstones. The background is a vibrant orange-red with a subtle floral pattern in the top left corner. A decorative border with a bird and floral motif runs along the bottom.

**SHILA
BEHJAT**

TAHIRIH

**DIE DICHTERIN UND
DER PREIS DER FREIHEIT**



**ELISABETH
SANDMANN**

TAHIRIH

*Die Dichterin und der
Preis der Freiheit*

SHILA BEHJAT ist Journalistin, Publizistin und Moderatorin mit deutschiranischen Wurzeln. Sie studierte Jura in Hamburg und Paris, war Korrespondentin in London, lebte als freie Journalistin in Indien und ist heute als Kulturredakteurin tätig. 2024 erschien ihr viel diskutiertes Debüt »Söhne großziehen als Feministin«, gefolgt von »Frauen und Revolution«, wo sie die Rolle weiblich geführten Widerstands in der Gegenwart skizziert.

IMPRESSUM

© der deutschsprachigen Ausgabe 2026
Elisabeth Sandmann Verlag GmbH
Torstraße 44 · 10119 Berlin
info@insel-verlag.de · www.esverlag.de

ISBN: 978-3-949582-40-0
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Claudia Teibler
Umschlaggestaltung: Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln
Bildnachweis: Lübbecke, Naumann, Thoben
unter Verwendung von KI (Seedream Pro 5.0 auf dem Portal Magnific)
Satz: Sofarobotnik, Augsburg & München
Lithografie und Herstellung: Jan Russok, RR Creative Service
Druck und Bindung: Bittner print s.r.o., Bratislava
Übersetzungen der Gedichte von Shila Behjat und Shahab Behjat

**SHILA
BEHJAT**

TAHIRIH

*Die Dichterin
und der Preis
der Freiheit*



ELISABETH
SANDMANN
VERLAG

Den Frauen Irans

PROLOG

*»Ihr könnt mich töten, aber ihr könnt
den Fortschritt der Frauen nicht aufhalten.«*

Man kann einen Stoff verbrennen. Man kann ihn in die Flammen werfen, auf ihn treten, um ihn herumtanzen. Man kann ihn vom Kopf reißen und in die Höhe halten, während ringsum Menschen den eigenen Namen, das eigene Leben und die eigene Freiheit zurückfordern. Man kann ihn abschneiden, zerreißen, ablegen. Man kann das Haar darunter wachsen lassen bis zur Hüfte oder es abrasieren, um zu zeigen, dass auch darüber niemand anderes verfügen darf.

Doch was geschieht, wenn ein Stück Stoff seit Generationen nicht nur den Kopf bedeckt, sondern wenn damit versucht wird, eine Ordnung zusammenzuschnüren, mit Gewalt, mit Bedrohung, mit dem Wunsch nach Herrschaft und Kontrolle?

Im Herbst 2022 standen Frauen in Saqqez, Teheran, Karadsch, Kermanschah und vielen anderen Städten des Iran auf den Straßen. Sie standen vor bewaffneten Männern, vor Wasserwerfern und Gefängniswagen. Sie wussten, dass ein Ruf, eine Bewegung, ihr unbedecktes Haar genügen konnten, um geschlagen, verschleppt, missbraucht oder getötet zu werden. Manche entzündeten ihre Kopftücher. Manche schnitten sich öffentlich die Haare ab. Andere gingen einfach weiter, ohne den Stoff, mit dem der Staat ihre Körper zu seinem Hoheitsgebiet erklärt hatte.

Sie riefen: Jin, Jiyan, Azadi. Frau, Leben, Freiheit.

Es war ein kurdischer Ruf, doch bald gehörte er allen. Frauen riefen ihn, Männer, queere Menschen, Schülerinnen, Studenten, Arbeiter, Händler auf den Basaren, Mütter, die ihre Kinder suchten, und Familien, denen nicht einmal ein Grab geblieben war. Für einen Augenblick schien es, als spreche ein ganzes Land mit einer Stimme.

Ausgelöst worden war der Aufstand durch den Tod einer jungen Frau. Ihr Name war Jina. Einen kurdischen Namen sollte sie in den amtlichen Papieren nicht tragen dürfen; dort hieß sie Mahsa Amini. Selbst ihr Name war also bereits geteilt gewesen: einer für ihre Familie, einer für den Staat. Sie wurde festgenommen, weil ihr Kopftuch angeblich nicht richtig saß. Wenige Tage später war sie tot. In ihrem Namen lag das persische Wort für Mond: Mah. Und plötzlich stand dieses kurze Leben wie ein Licht über dem Land. Es beleuchtete die Gewalt eines Systems, das den Körper einer Frau überwacht und zugleich fürchtet. Es zeigte, wie viel Macht eine Herrschaft dem Haar einer jungen Frau zuschreiben muss, wenn sie Polizei, Gefängnisse und Gesetze braucht, um es zu verbergen. Und es zeigte, dass selbst ein Regime, das nahezu alle Mittel der Gewalt besitzt, an etwas scheitern kann, das sich nicht verhaften lässt: an der Erinnerung, am Trotz, an der weitergegebenen Erfahrung von Frauen.

Woher kam ihre Furchtlosigkeit? Woher kam diese Fähigkeit, nach jeder Verhaftung, nach jedem Schuss, nach jedem Begräbnis wieder auf die Straße zu gehen? Die Frauen Irans begannen ihren Kampf nicht im September 2022. Ihre Wut wurde nicht erst in jenem Polizeiwagen geboren, in den Jina Amini gezwungen wurde. Und sie dauert bis heute an. Nach wie vor findet der Kampf der Islamischen Republik auf den Körpern der Frauen statt. Derzeit herrscht Krieg in Iran, und es gibt Stimmen, die »Frau, Leben, Freiheit« wie etwas Vergangenes aus »besseren Tagen« darstellen wollen und damit ein altes Lied anstimmen:

»Es ist Krieg, jetzt ist keine Zeit für Frauenrechte.« Doch inzwischen ist bekannt, dass genau das eine der größten Fehleinschätzungen ist. Oder eben eine Schutzbehauptung, um genau diejenigen auszuschließen, die auf eine gerechte Verteilung von Macht pochen. Auch weil die Beteiligung von Frauen am *nation building* und an der Aufarbeitung von Kriegshandlungen nicht nur völkerrechtlich geboten ist, sondern weil sie sicherstellt, dass gerechtere, sicherere und vor allem stabile Gesellschaften entstehen. Die Wochenzeitung *Economist* trug hierauf hinweisende Fakten bereits 2021 in einer großangelegten Recherche zusammen und kam zu dem Schluss: »Countries that fail women fail« (sinngemäß: Länder, die Frauen im Stich lassen, scheitern).

Bereits mit der blutigen Niederschlagung der Proteste vom Januar 2026 ging das Regime des Iran abermals härter gegen sie vor. Im Schatten des Krieges mit den USA werden nun Kleidungs Vorschriften wieder verschärft und Frauen wegen Fehlverhaltens ausgepeitscht. Anita Papist etwa wurde zu 74 Peitschenhieben verurteilt – weil sie öffentlich gesungen hatte.

»Jin, Jiyan, Azadi«: Dieser Ruf ist zwar leiser geworden, der Wille der iranischen Frauen jedoch kein bisschen schwächer. Ihr heutiger Kampf äußert sich nicht nur als feministischer Protest, sondern als gesellschaftlicher Katalysator für breitere Forderungen nach Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und demokratischer Teilhabe – ein Widerstand, der das autoritäre System im Kern herausfordert. Mit dem tagtäglichen zivilen Ungehorsam, den Frauen vor allem seit 2022 an den Tag legen, bereiteten sie den Nährboden für die Proteste, die Ende 2025 begannen, denn sie konnten in ein Klima des breit angelegten, dauerhaften und beständigen Widerstands gegen den Kern des Regimes eingebettet werden. Eines der ikonischsten Bilder wurde das einer jungen Frau, die sich am brennenden Foto des obersten religiösen Führers, Ali Khamenei, eine Zigarette anzündete.

Doch die weibliche Widerstandskraft ist älter als die Islamische Republik, älter als die gestürzte Pahlavi-Dynastie, älter als die moderne Vorstellung vom Iran. Sie ist durch Generationen gewandert: in Gedichten und Briefen aus Gefängnissen, in Erinnerungen – und in den Entscheidungen von Frauen, die sich weigerten, das Leben anzunehmen, das andere für sie vorgesehen hatten. Tag für Tag.

Eine dieser Frauen hieß Tahirih. Wer verstehen will, warum iranische Frauen heute nicht schweigen, muss ihre Geschichte kennen. Fast 175 Jahre vor Jina Amini stand Tahirih in einem Garten im Norden Persiens vor einer Versammlung von Männern und vollzog eine Geste von ungeheurer Sprengkraft.

Tahirih trat ohne Schleier vor die Männer und wurde deshalb getötet. Heute lesen viele diesen Satz und haben dafür schnelle Deutungen. Vielleicht zu schnelle. Denn man muss einen Augenblick bei ihm verweilen, um zu begreifen, was er bedeutet. Sie nahm nicht einfach ein Kleidungsstück ab. Sie überschritt eine Grenze, die das Sichtbare vom Verbotenen trennte, die Welt der Männer von der Welt der Frauen, Autorität von Gehorsam. Der Schleier bestimmte nicht nur, wie eine Frau auszusehen hatte. Er bestimmte, wo sie sein durfte, vor wem sie sprechen konnte und ob ihre Stimme als Wissen oder als Verführung verstanden wurde.

Tahirih kannte diese Ordnung besser als fast alle Männer, die sie verteidigten. Sie war in einer der angesehensten geistlichen Familien Persiens aufgewachsen. Sie beherrschte Theologie, islamisches Recht, arabische Literatur und persische Dichtung. Sie hatte gelernt, den Vorlesungen ihres Vaters hinter einem Vorhang zu folgen. Später unterrichtete sie selbst Männer, ebenfalls durch einen Vorhang von ihnen getrennt.

So erlaubte man zwar ihrer Stimme, in diesem Raum zu sein. Ihr Körper dagegen durfte das nicht. Langfristig jedoch akzeptierte Tahirih diese Unterscheidung zwischen ihrem Geist und ihrer Person nicht.

Sie hätte nicht die sein können, die sie war, ohne diese Trennung zu zerreißen. Als sie unverhüllt erschien, brach unter den Anwesenden Panik aus. Männer flohen. Andere schrien. Einer setzte sich ein Messer an die Kehle, als sei nicht Tahirih in Gefahr, sondern die gesamte sittliche Welt, nur weil er ihr Gesicht gesehen hatte. Dieser Augenblick enthüllte mehr als eine Frau. Er enthüllte die Zerbrechlichkeit einer Ordnung, deren moralischer Bestand davon abhing, dass Frauen unsichtbar blieben.

Nicht Tahirih verlor die Kontrolle. Die Männer verloren sie. Darin liegt eine Wahrheit, die bis in die Gegenwart reicht. Patriarchale Herrschaft erklärt den Körper der Frau zur Gefahr und ihre Unterwerfung zur Sicherheit. Sie verlangt von ihr, sich zu verhüllen, zu verkleinern und zurückzunehmen, und nennt dies Schutz. Sie macht sie für die Blicke, Gedanken und Handlungen der Männer verantwortlich. Und wenn eine Frau diese Verantwortung zurückweist, wenn sie sich zeigt, spricht und handelt, erscheint nicht etwa sie als frei, sondern die gesamte Ordnung als bedroht.

Tahirih wusste genau, was sie tat. Und doch tat sie es nicht, weil sie die Religion, mit der sie aufgewachsen war, verachtete. Gerade darin unterscheidet sich ihre Geschichte von den einfachen Erzählungen, in die man sie später zu pressen versuchte. Sie musste sich nicht von ihrem Glauben befreien, um frei zu sein. Sie fand die Freiheit im innersten Kern ihres Glaubens. Für sie war die Gleichheit von Männern und Frauen kein Zugeständnis an eine moderne Welt, sondern Bestandteil einer neuen geistigen Wahrheit. Kein Mensch brauchte einen Vermittler zwischen sich und Gott. Eine Seele hat kein Geschlecht.

Die Geschichten, die ihre Gegner über sie erzählten, folgten einem vertrauten Muster. Eine Frau, so behaupteten sie, könne unmöglich durch Gedanken Macht gewinnen. Also musste es ihr Körper gewesen sein. Konnte sie Männer überzeugen, dann nicht durch Wissen, sondern

ausschließlich durch ihre Reize. Konnte sie eine Bewegung prägen, dann nicht als Denkerin, sondern als Versuchung. Selbst ihre Bildung, die niemand leugnen konnte, wurde zur Nebensache gegenüber der Frage, wie Tahirih aussah. Diese Herabsetzungen waren kein Zufall und sie sind Frauen bis heute bekannt. Wer Frauen auf ihr Äußeres reduziert, muss sich nicht mehr mit ihren Argumenten auseinandersetzen.

Der Versuch, sie zu verkleinern, endete nicht mit Tahirihs Tod. Auch die europäische Nachwelt machte sie sich verständlich, indem sie ihr einen bereits bekannten Namen gab. Man nannte sie die persische Jeanne d'Arc. Der Vergleich sollte sie ehren, doch er nahm ihr zugleich etwas Eigenes. Tahirih war keine östliche Wiederholung einer europäischen Heldin. Sie brauchte keine Übersetzung in eine weiße, christliche Geschichte, um Bedeutung zu besitzen. Sie war Dichterin, Gelehrte, Lehrerin, religiöse Erneuerin und Revolutionärin zugleich. Sie stellte nicht nur die gesellschaftliche Stellung der Frau infrage. Sie griff nach der Wurzel jener geistlichen Macht, die diese Stellung als von Gott gegeben ausgab.

Dennoch erkannten Menschen weit über Persien hinaus früh, dass in ihr etwas Außergewöhnliches sichtbar geworden war. Schriftstellerinnen und Theatermacherinnen beschäftigten sich mit ihr. Im Russland des frühen 20. Jahrhunderts machte die Dramaturgin Isabella Grinevskaya sie zu einer zentralen Figur eines Theaterstücks, das Leo Tolstoi derart gefiel, dass er begann, sich mit dem Leben Tahirihs auseinanderzusetzen. In Frankreich wollte Sarah Bernhardt ihr Leben auf die Bühne bringen. Die österreichische Frauenrechtlerin Marianne Hainisch sah in ihr eine Pionierin der Gleichberechtigung. Der britische Orientalist Edward Granville Browne schrieb, die Erscheinung einer Frau wie *Qurrat'ul-Ayn*, wie Tahirih auch genannt wurde, sei in jedem Land und zu jeder Zeit selten, in einem Land wie Persien aber nahezu ein Wunder.

Doch auch Bewunderung kann eine Frau zum Bild erstarren lassen, was Tahirih nicht war.

Tahirih war keine makellose Statue, die nur dazu diente, späteren Generationen Mut zuzusprechen. Sie war ein Mensch in einer Zeit gewaltiger Umbrüche. Sie traf Entscheidungen, deren Folgen sie nicht wirklich und vollends beherrschen konnte; ihr Handeln jedoch war getrieben von Veränderung. Sie vertrat religiöse Überzeugungen, die heute vielen, vor allem im Westen fremd erscheinen mögen. Sie war keine Feministin im modernen, säkularen Sinn und gebrauchte nicht notwendigerweise jene Begriffe, mit denen wir ihre Bedeutung heute beschreiben. Aber sie handelte so, als sei ihre geistige, intellektuelle und schöpferische Autorität der eines Mannes gleich. Und sie wartete nicht darauf, dass ihr ein Platz gewährt wurde. Sie nahm ihn einfach. Gerade deshalb lässt sie sich nicht aus der Geschichte der Frauenrechte herauslösen. Feminismus beginnt nicht erst dort, wo er als Begriff verwendet wird.

Tahirih bezahlte für ihren Drang zu Gleichheit in Freiheit mit allem. Man trennte sie von ihren Kindern. Man hielt sie gefangen. Man versuchte, sie zum Schweigen zu bringen. Schließlich wurde sie getötet. Mit ebenjenem Tuch, das sie sich weigerte auf den Kopf zu ziehen. Man warf ihren leblosen Körper in einen Brunnen. Kein Grab sollte an sie erinnern.

Diejenigen, die sie töteten, dachten, ihre Macht sei in ihrem Körper gewesen. Die Gegenwart aber erzählt eine andere Geschichte. Tahirih's Macht lag in den Frauen, die ihren Namen weitertrugen, und in den von ihr geschriebenen Versen, die man weitertrug, und darin, dass immer dann, wenn eine iranische Frau gegen die bestehende Ordnung ihre Stimme erhob, dies in Tausenden, vielleicht in Millionen eine Erinnerung wachruft an die Geschichte, die sie gehört haben. Von der furchtlosen Tahirih in der Versammlung von Männern.

Tahirih und die Frauen von 2022 trennen Monarchien, Revolutionen, Kriege, Hinrichtungen, Exil und Gefängnisse. Zwischen ihnen liegen die unvorhersehbaren Sprünge der Geschichte und widersprüchliche politische Bewegungen, erkämpfte Rechte und deren gewaltsame Rücknahme. Doch es gibt auch Verbindungen. Sie führen zu Shirin Ebadi, die als Juristin jene verteidigte, die der Staat entrechtete, darunter Angehörige der Bahai-Gemeinschaft. Zu Neda Agha-Soltan, deren Sterben während der Proteste von 2009 vor den Augen der Welt festgehalten wurde. Zu den Frauen, die in Gefängnissen sangen, obwohl ihre Stimmen außerhalb der Mauern verboten werden sollten. Oder zu den Müttern, die Bilder ihrer getöteten Kinder hochhielten, obwohl man ihnen drohte, auch die Erinnerung zu bestrafen. Und sie führen zu Jina Amini.

Nicht weil diese Frauen dieselben Überzeugungen teilten oder Teil ein und derselben Bewegung gewesen wären. Sondern weil jede von ihnen auf ihre Weise an dieselbe Grenze stieß: an Formen und Ausformungen von Macht, die von Frauen verlangte, sich selbst zu verleugnen, um überhaupt existieren zu dürfen. Doch für diese Frauen ist Existenz nicht gleich Leben. Und sie wollten und wollen leben, mit all ihrem Sein.

Ihre Resilienz ist keine angeborene iranische Eigenschaft. Auch kein romantischer Zauber, den Frauen aus Unterdrückung gewinnen. Widerstandskraft entsteht aus Notwendigkeit. Sie wird weitergegeben, weil jede Generation die Spuren der vorherigen findet: in einem Gedicht, einem Foto, einer verbotenen Biografie, einer Geschichte, die erzählt wird.

Die heutige Islamische Republik hat gute Gründe, die Erinnerung an Tahirih zu verfälschen oder auszulöschen. Eine hochgebildete religiöse Frau, die sich gegen die Herrschaft der Geistlichen erhob, ist für sie gefährlicher als eine Gegnerin, die man einfach als Feindin des Glaubens abtun konnte. Tahirih bewies, dass Widerstand gegen religiösen

Machtmissbrauch aus einer tiefreligiösen Überzeugung hervorgehen konnte. Sie nahm den Geistlichen das Recht, allein darüber zu entscheiden, was Gott von einer Frau verlangte, noch viel mehr: wie Gott eine Frau sah. Nämlich ebenbürtig mit den Männern.

Dieses Buch erzählt deshalb nicht nur die Geschichte einer außergewöhnlichen Frau. Es fragt, warum Frauen wie sie aus unserem Bild der Vergangenheit verschwinden konnten. Eine rhetorische Frage, freilich, denn: Geschichtsschreibung war über Jahrhunderte nicht allein die Aufzeichnung dessen, was geschehen war. Sie war und ist bis heute das Abbild dessen, wie Sichtbarkeit verteilt ist, Zugänge.

Die Weltgeschichte wurde zu lange als eine Abfolge weißer männlicher Helden erzählt. Frauen erschienen als Ehefrauen, Mütter, Musen oder Opfer. Menschen außerhalb Europas traten häufig erst dann hervor, wenn sie sich in bereits bekannte westliche Bilder einfügen ließen. So wurde Tahirih zur persischen Jeanne d'Arc, anstatt als Tahirih verstanden zu werden. Doch Geschichte ist nicht erst dann Weltgeschichte, wenn Europa in ihr vorkommt.

Und die Geschichte der Frauen ist nicht etwa eine Ergänzung zur eigentlichen Geschichte. Sie ist ein wesentlicher Teil, der fehlte – nicht selten bis heute. Ebenso ist die Gleichstellung der Geschlechter kein Nebenthema demokratischer Entwicklung. Sie ist ihr Maßstab. Eine Gesellschaft, die die Hälfte ihrer Mitglieder kontrolliert, entmündigt oder aus dem öffentlichen Raum verdrängt, kann sich nicht frei nennen. Demokratie und Gleichberechtigung sind keine zwei Forderungen, die man voneinander trennen und nach Belieben ordnen könnte. Wo Frauen nicht frei sind, ist niemand wirklich frei.

Tahirih verstand etwas davon, bevor die moderne Sprache der Menschenrechte entstand. Sie bestand darauf, dass die Beziehung des Menschen zum Göttlichen weder vom Geschlecht noch von dessen Rang abhängt. Keine äußere Eigenschaft sollte darüber entscheiden, wer

Wahrheit erkennen kann, kein Geistlicher das Monopol auf die Seele eines anderen Menschen besitzen. Darin lag die Kühnheit ihres Denkens. Darin lag ihr Todesurteil. Kurz bevor sie starb, sagte sie: »Ihr könnt mich töten, aber ihr könnt den Fortschritt der Frauen nicht aufhalten.« Und genau das sollte wahr werden. Tahirih wurde getötet. Doch dem Fortschritt der Frauen tat das letztlich keinen Abbruch.

Er wurde verfolgt, verraten und immer wieder zurückgedrängt. Doch er kehrte zurück. In Versammlungen und Demonstrationen, in die Gerichtssäle und Parlamente, in Gedichten, in Geschichten, in den Videos. In Frauen, denen ein Staat sagt, sie seien unangenehm und störend, gefährlich. Auch in Männern, die sich an die Seite dieser Frauen stellten, weil sie erkannten, dass deren Freiheit nicht etwa einen Verlust, sondern ihre gemeinsame Befreiung mit sich bringen würde. Dieses Buch handelt von Tahirih, weil ohne sie diese Geschichte der Freiheit unvollständig ist.

*»Warum liest du immer?«, fragte Marzieh sie einst,
nach gemeinsamen Spielen drängend.
»Weil ich wissen will«, antwortete Tahirih.*

Die Männer saßen dicht gedrängt auf den Teppichen der Madrasa, die Knie unter sich gezogen, ihre Schreibgeräte zwischen den Fingern. Vor ihnen lagen aufgeschlagene Bücher, deren Seiten von den Händen vieler Generationen dunkel geworden waren. In geschwungenen Zeichen flossen die Buchstaben über das Papier. Die Studenten lasen Koran-Kommentare, doch was sie sahen, waren Kunstwerke. Kalligraphien, schwungvoll und majestätisch. Manche Lernbegierige waren aus Täbris gekommen, andere aus Isfahan oder den kleineren Städten des Nordens. Sie wohnten monatelang in den Räumen der Schule, lernten Verse auswendig, kommentierten Texte am Rand ihrer Manuskripte und diskutierten bis tief in die Nacht über Fragen des Rechts, der Reinheit, der Erbschaft und der göttlichen Ordnung.

Es war die Welt der Männer. Die Welt des öffentlichen Wortes. Hier wurden Urteile gefällt, Ehen geschlossen, Streitigkeiten entschieden und religiöse Autorität geformt. Ein angesehener Gelehrter konnte mit einem einzigen Rechtsgutachten das Leben ganzer Familien verändern. Die Madrasa war nicht bloß eine Stätte des Lernens. Sie war ein Ursprungsort gesellschaftlicher Macht. Es ging um die Ordnung der Welt,

aber auch darum, was diese Welt ordnete. Wer sie ordnete? Das wurde hier nicht gefragt.

Muhammad Saleh Baraghani saß am Kopfende des Raumes, den Rücken auf ein Kissen gestützt, den langen Bart sorgfältig gekämmt. Die Stimme des Mullahs war ruhig, er brauchte keine Lautstärke für Autorität. Die Studenten hörten ihrem Lehrer angestrengt zu, manche mit gesenktem Blick, andere bereits schreibend, bevor er den Satz beendet hatte. Durch die offenen Fenster drang der ferne Lärm der Stadt Qazvin herein.

Mullah Saleh beendete seine Ausführungen mit einer Frage. Sie drehte sich um die Auslegung eines Koranverses, zu dem sich die Meinungen der Gelehrten seit Jahrhunderten unterschieden. Stille. Keiner der Studenten wagte zu sprechen. Manche begannen schließlich, vor sich hin zu murmeln. Doch da erklang eine Stimme. Laut. Klar. Deutlich. Begann jemand die Passage zu interpretieren, schlüssiger und schärfer als viele der Anwesenden es vermocht hätten. Niemand sah, wer dort sprach. Doch alle wussten es. Diese Stimme gehörte einer Frau, die nur hinter einem Vorhang sitzend an diesem Unterricht teilnehmen durfte: der Tochter Mullah Salehs, Fatimih Baraghani, später vor allem bekannt unter dem Namen Tahirih. Sie hatte ihnen den Rang abgelaufen. Wieder einmal. Und brach so mit allen Vorstellungen, die mit der Rolle und dem Charakter einer Frau verbunden waren.

Sangin. Samet. Sittsam und still. So sollten Mädchen eigentlich sein. Besonders in den Häusern der Gelehrten – und die Gelehrten gehörten zu den mächtigsten Männern des Landes – lernte eine Tochter früh, welche Räume ihr offen standen und welche nicht. Nicht umsonst hießen die Gemächer der Frauen in Persien *Andaruni*, innen, um sie vom *Biruni*, von dem Draußen und der Welt der Männer zu unterscheiden. Hinter den Mauern durften Frauen lachen, erzählen, streiten. Hier wurden Kinder großgezogen, Feste vorbereitet, Geschichten

weitererzählt und Beziehungen gepflegt. Dort, wo die Männer waren, wurde gelehrt, diskutiert und entschieden.

Tahirih wurde in diese getrennte Welt entlang des Geschlechts hineingeboren und lebte doch von Beginn an anders. Als ein britischer Orientalist sie später beschrieb, sprach er von einer »berauschend schönen Frau«. Vor allem aber war diesem Mädchen ein scharfer Verstand gegeben. Ein unbändiger Wille trug sie voran, von klein auf, mehr zu wissen, mehr zu sehen, mehr zu lernen. Sie kam als Tochter einer der angesehensten Gelehrtenfamilien Persiens zur Welt. Die Stimmen von Gelehrten, ihr Debattieren, ihr Rezitieren einzelner Verse gehörte genauso zu den Geräuschen ihrer Kindheit wie das Plätschern des Brunnens im Innenhof des großen Anwesens.

Ihren Status hatte sich die Familie hart erarbeitet. Die Baraghanis stammten aus einem Dorf am Fuße des Elbursgebirges, das ihnen auch ihren Namen gab. Baraghan. Solche Herkunftsnamen waren in Persien üblich. Sie erinnerten daran, wo ein Mensch seine Wurzeln hatte, schrieben ihm darüber auch besondere Eigenschaften zu, selbst wenn er längst an einem anderen Ort lebte. Ein Schirasi zum Beispiel stammte ursprünglich aus Schiras, ein Qazvini aus Qazvin – beides Städte. Die Baraghanis trugen ein Dorf in ihrem Namen. Ein Vorfahre hatte sich einstmals in der großen Stadt Qazvin versucht. Doch geriet er dort in einen heftigen theologischen Streit. Auf Betreiben der führenden Geistlichen wurde er aus der Stadt vertrieben. Die Familie zog sich nach Baraghan zurück. Die Geschichte blieb in Erinnerung.

Auch Tahirihs Vater Saleh, sein älterer Bruder Taqi und der jüngste, Ali, wuchsen in Baraghan auf. Doch als junge Männer, kaum erwachsen, verließen sie das Dorf, gingen zum Studium nach Qazvin, später nach Isfahan und in die schiitischen Heiligtumsstädte Karbala und Nadschaf. Jahre verbrachten auch sie fern der Heimat im Unterricht berühmter Gelehrter. Danach jedoch kehrten sie nicht nach Baraghan zurück,

sondern gingen nach Qazvin. Dort machten sie sich bald einen Namen, als Männer, deren Wissen tief, deren Auslegung streng und deren Ehrgeiz groß waren. Sie waren nicht nur Islamagelehrte, sondern hatten sich den Rang der Mudschtahid erarbeitet, deren Auslegungen verbindlich waren, und konnten damit Recht sprechen. Denn auch die Gerichtsbarkeit beruhte auf dem Koran. Taqi Baraghani wurde rasch zu einem der bekanntesten Prediger der Stadt und zu einer Autorität. Wenn er freitags zum Gebet rief, strömten Massen zu ihm. Die Menschen suchten sein Urteil in gewichtigen Streitigkeiten und Konflikten. Der jüngste Bruder Ali war ebenfalls Prediger, doch er öffnete sich in Qazvin jungen, modernen Strömungen, die wieder zur Reinheit der Lehre zurückfinden, den Glauben wieder als Quelle frommen und wohltätigen Lebens verstehen wollten. Saleh, der Mittlere, liebte das Lernen und die Gelehrsamkeit; er widmete sich der Ausbildung junger Geistlicher. Aus den Söhnen eines Mannes, der einst aus Qazvin vertrieben worden war, waren die religiösen Autoritäten ebenjener Stadt geworden.

Das Persien, in das Tahirih hineingeboren wurde, war ein Königreich. Wie in Europa herrschte ein Monarch über das Land. Und Qazvin verkörpert das Persien dieser Epoche wie kaum eine andere Stadt: Herrschaftliche Paläste zeugten von der Geschichte der Monarchien, die das Land regiert hatten. Doch dieser weltlichen Macht stand die geistliche in nichts nach, im Stadtbild manifestiert durch prunkvolle Moscheen, deren Minarette weit in den Himmel ragten. Fast fünfzig Jahre lang hatte Qazvin zur Zeit der Safawiden-Könige als Hauptstadt Persiens gedient. Auch wenn die Könige längst fortgezogen waren, so blieb Qazvin, strategisch gelegen zwischen Teheran und Täbris, ein bedeutender Umschlagplatz für Macht, Geld und Einfluss. Wer zum Kronprinzen nach Täbris reiste, aus Europa kam, diplomatische Missionen durchführte, die größten Karawanen auf der wichtigsten Handelsroute des Landes begleitete, kam meist hierher, nach Qazvin.

Das Herrscherhaus der Qajaren, das den sagenumwobenen Pfauenthron der Schahs, der Könige Persiens, zu Lebzeiten Tahirihs innehatte, konnte jedoch – anders als frühere Dynastien – die eigene Regentschaft nicht auf eine direkte Blutlinie mit islamischen Geistlichen oder gar dem Propheten Mohammad selbst zurückführen. Umso abhängiger waren sie deshalb vom Klerus. Wo vorher Autoritäten klar nebeneinander definiert waren, der Schah die Ordnung der Welt, die Geistlichkeit die der Moral darstellte, war nun ein Ungleichgewicht entstanden. Der Schah konnte Truppen befehligen und Steuern erheben. Sein Bild war auf den Münzen zu sehen, mit denen die Menschen bezahlten und Handel trieben, die sie ihren heranwachsenden Söhnen zum Geschenk oder einem Brautpaar auf den Weg in ihre gemeinsame Zukunft gaben. Die Gelehrten aber entschieden darüber, ob jene Menschen den Schah auch wirklich als rechtmäßigen Herrscher anerkannten. Und genau in diesem Spannungsfeld hatten die Baraghani ihren Platz gefunden, am Knotenpunkt zwischen geistlicher und weltlicher Macht und in einer Stadt, in der all das zusammenlief. Und gleichzeitig sollte ausgerechnet aus dieser Familie und in dieser Stadt eine Frau hervorgehen, die die Ordnung des Staates und die Gewissheiten der Religion gleichermaßen herausfordern würde.

Das Jahrhundert war noch jung, als Saleh 1817 in Qazvin seine eigene Koranschule eröffnete und nach sich selbst benannte. Die Salehiyeh Madrasa, ein rötlicher dreistöckiger Bau, etablierte sich blitzartig. Bald fasste sie 700 Studierende und wurde zu einer der wichtigsten Institutionen im schiitischen Islam, die sich dem Studium widmete. Das 19. Jahrhundert markierte für diese vor allem in Persien vorherrschende Glaubensrichtung eine ganz besondere Umbruchszeit.

Seit Jahrhunderten bereits glaubte man fest daran, dass der zwölfte Imam – der geheimnisvoll verborgene Nachfolger des Propheten Muhammad – eines Tages zurückkehren würde. Diese Erwartung schwebte